

# Der Stern.


## Eine Zeitschrift

der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.

Gegründet im Jahre 1868.

| Nr. 24. | Weihnachten 1921. | 53. Jahrgang. |
|---|---|---|


Der Prophet Joseph Smith.

# Weihnachtsgruß der Ersten Präsidentschaft.

Die bevorstehenden Festtage geben uns wiederum Gelegenheit, unsern Geschwistern in der Kirche Jesu Christi in der ganzen Welt unsre herzlichen Weihnachtsgrüße zu übermitteln. Wir freuen uns über die Gelegenheit ebenso sehr wie über die Veranlassung dazu; denn wir wissen und bezeugen, daß derjenige, dessen Geburt im Stalle zu Bethlehem die Welt in diesen Tagen feiert, in der Tat der Sohn Gottes und durch sein Opfer am Kreuz der Erlöser der Menschheit ist. Diese sichere Kenntnis stattet den Tag der Erinnerung an seine Geburt mit einer ganz besondern Bedeutung aus. Die geschichtliche Ungenauigkeit, die den Tag seiner Menschwerdung auf den 25. Dezember festgesetzt hat, ist, gemessen an der unbezweifelbaren Wahrheit des Ereignisses selbst, von geringer Wichtigkeit. Wir tun wohl daran, diesen Tag festlich zu begehen im Geiste der Freude und Dankbarkeit, der Liebe und des guten Willens allen Menschen gegenüber. Unser Gruß an diejenigen, an die diese Botschaft gelangt, ist auf diesen Ton gestimmt und ist begleitet von den besten Wünschen für eine fröhliche und gesegnete Weihnacht und ein glückliches und gedeihliches Neues Jahr.

Ein geliebter Name, der über zwei Jahrzehnte mit diesem jährlichen Gruß verbunden war — Präsident Anthon H. Lund — wird dieses Jahr schmerzlich vermißt werden und ruft von neuem in Erinnerung, daß während der vergangenen 12 Monate eine beträchtliche Zahl von Veteranen der Kirche und einige Älteste im Missionsfelde ins Jenseits abberufen worden sind. Wir vermissen diese wertvollen und treuen Mitarbeiter, aber unsre Trauer wird gemildert durch die feste Gewißheit, daß sie nicht nur zu der verdienten Belohnung eingegangen, sondern auch in eine erhabenere Sphäre der Tätigkeit und des Fortschrittes aufgenommen worden sind, und ihre Werke folgen ihnen nach.

Im allgemeinen befanden sich unsre Gemeinwesen in guter Gesundheit. Es sind keine Seuchen aufgetreten wie diejenigen, die in den vorhergehenden Jahren so viele Opfer gefordert haben. In dieser Beziehung erweckt die allgemeine Lage unsre herzliche Dankbarkeit. Auch die Erde hat ihre Erzeugnisse des Gartens, des Weinberges und des Feldes in Fülle dargebracht und Mühe und Arbeit des Landmannes angemessen belohnt. Die Preise für diese Erzeugnisse, wie auch diejenigen für Fabrik- und Minenerzeugnisse standen wohl nicht so günstig, wie man wünschen möchte. Aber die sich zeigenden Zeichen einer gerechtern Bewertung der Arbeit und besserer wirtschaftlicher Zeiten lassen, so glauben wir, eine baldige Besserung erwarten. Es wird wohl ohne weiteres zugegeben werden, daß die ernstlichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die so allgemein wurden, der Unklugheit und dem Mangel an Voraussicht zuzuschreiben sind, die es nicht verstehen wollten, daß auf die übertriebenen, fieberhaften und ungesunden Zustände der Nachkriegszeit ein Rückschlag eintreten mußte, und daß die Verschwendung und Üppigkeit, die diese Zustände kennzeichneten, früher oder später mit Demütigung und Bitterkeit bezahlt werden müssen. Doch fühlen wir nicht, daß jetzt die Zeit des Jammerns und der Vorwürfe ist. Wenn wir durch die gemachten Erfahrungen künftighin weiser geworden sind, dann werden die Lektionen, so bitter sie waren, nicht umsonst gewesen sein.

Wir beglückwünschen die Heiligen der Letzten Tage dazu, daß sich die Wolken des Vorurteils, die sich in den vergangenen Jahrzehnten auf ihren Glauben und ihre Werke gelegt hatten, sich immer mehr verziehen. Wir können natürlich nicht dem Tag entgegensehen, wo alle Welt gut von uns reden wird, aber dessen ungeachtet wünschen wir mit allen Menschen

im Frieden zu leben, ihnen zu nützen und zu helfen, ohne mißverstanden oder falsch dargestellt oder verfolgt zu werden. Das vergangene Jahr hat viele und sichere Beweise dafür erbracht, daß ein besseres Verständnis inbezug auf unsre Grundsätze, Sitten und Gebräuche und unsre Absichten Platz gegriffen hat nicht allein bei den führenden Männern unsrer eigenen und fremder Nationen, sondern auch bei Tausenden von Reisenden, die unsre Städte besucht und uns gesehen haben, wie wir sind.

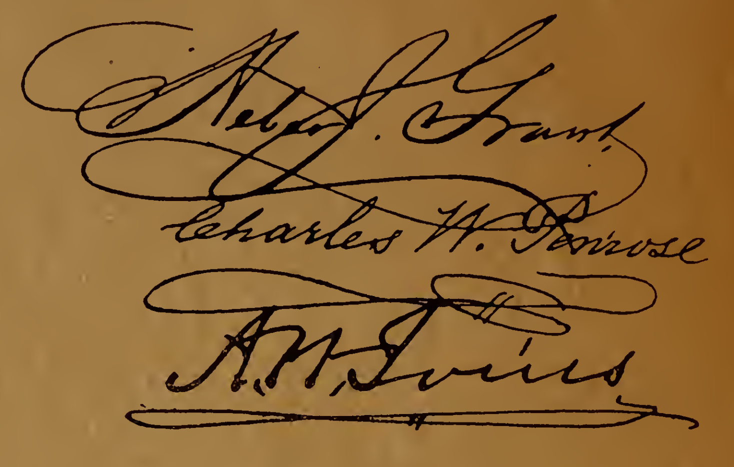
Die Missionsarbeiten der Kirche sind mit verdoppelter Tatkraft wieder aufgenommen worden und werden weitergeführt mit einer planmäßigen Gründlichkeit und einem Eifer, der ebenso erfreulich wie fruchtbar ist. Das Werk für die Toten in den Tempeln wird mit einer Hingebung und einem Ernste betrieben wie nie zuvor und die zu diesem heiligen Werke errichteten Gebäude werden bis zur äußersten Grenze ihrer Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen. In dieser Beziehung ist es erfreulich, feststellen zu können, daß der Platz für den in Arizona zu bauenden Tempel kürzlich geweiht worden ist und daß uns inzwischen ein dringendes Gesuch um ein weiteres solches Gebäude aus Südkalifornien zuging und zurzeit ernstlich erwogen wird. So geht das Werk der Erlösung Hand in Hand mit dem Werke der Errettung der Lebendigen, während die Obhut und Fürsorge für diejenigen, die sich schon der Herde angeschlossen haben, seitens des Priestertums, der Hilfsorganisationen und der verschiedenen Schulanstalten der Kirche in gewohnter, tatkräftiger und fortschrittlicher Weise ausgeübt wird.

Blicken wir über die Grenzen unsrer Kirche hinaus, so sehen wir die Welt immer noch taumeln unter den verheerenden Wirkungen und Folgeerscheinungen des schrecklichen Krieges. Hungersnot starrt Millionen von Menschen im östlichen Europa ins Gesicht mit all ihren fürchterlichen Folgen und Möglichkeiten. In vielen andern Ländern lassen politische und wirtschaftliche Umwälzungen und Gefahren die Herzen der Menschen zittern vor den Dingen, die da kommen sollen. Die weiße Taube des Friedens findet in vielen Staaten nur einen unsichern Ruheort und in manchen wird ihr der Einlaß überhaupt verwehrt. Und doch — trotz all der Dunkelheiten, die sich aus diesen Zuständen ergeben, lebt die Hoffnung in vielen Menschen, daß es den Anstrengungen der großen Nationen, die sich in der Hauptstadt unsrer Republik gerade jetzt zusammengetreten sind, gelingen werde, die Ursachen und Herausforderungen künftiger Kriege und sowohl die damit verbundenen ungeheuren Kosten wie die unberechenbaren Leiden, Zerstörung und Entsittlichung zu verringern, wenn nicht ganz zu beseitigen. Wir sollten fortfahren, dafür zu beten, daß die Staatsmänner, die diese schwerwiegenden Verhandlungen zu führen haben, mit Mut, Weisheit, Aufrichtigkeit und Erleuchtung gesegnet werden, damit sie imstande sind, Pläne für die Verringerung der Kriegsgefahr zu entwerfen, dadurch die stöhnende Menschheit befreiend von einer fast erdrückenden Last unnützer Ausgaben und die Sache des Friedens und der Menschlichkeit fördernd.

Den im vorhergehenden kurz zum Ausdruck gebrachten Gedanken wünschen wir zum Schluß noch ein Wort des Segens und der Mahnung anzufügen: Lasset in dieser frohen Festzeit alle persönlichen Unstimmigkeiten und allen Groll vergessen sein! Gedenket in eurer Weihnachtsfreude der Notleidenden und Betrübten! Lasset eure Freude herzlich aber nicht prahlerisch sein! Seid bei euerm Geschenkemachen so freigiebig, wie die Verhältnisse es gestatten, aber seid nicht übertrieben. Lasset die Herzen der Kinder fröhlich sein, und lasset jenen Vergebung zuteil werden, die euch Unrecht getan haben, weil auch wir auf Vergebung angewiesen sind. Lasset eure Herzen überfließen von Güte und lasset Liebe herrschen in

euern Heimstätten. So wird der Geburtstag des demütigen Mannes der Schmerzen eine größere Bedeutung für uns gewinnen im Hinblick auf das herannahende zweite Kommen des Friedefürsten, wo dann alles Böse unter seine Füße getan und die Welt verherrlicht werden wird in einer allesumfassenden Weihnacht in der wirklichen Gegenwart ihres allmächtigen Königs.

Salt Lake City, Utah, den 17. Dezember 1921.



Erste Präsidentschaft.

---

## Warum die Weihnachtsglocken läuteten.

Eine alte Legende erzählt, in einer Stadt Norddeutschlands sei eine Kirche gewesen, in deren Turm die schönsten Glocken der Welt hingen. Zwar hatte sie noch niemand von denen, die am Leben waren, läuten gehört, aber alle hatten ihren Vater oder Großvater davon erzählen hören, wie wunderbar schön dieses Glockengeläute sei.

Unter den Leuten herrschte der Glaube, daß die Glocken am Weihnachtsabend läuten würden, wenn die Menschen ihre kostbarsten Gaben auf den Altar der Kirche legen würden. Nun bestimmte der König, daß am nächsten Weihnachtstag jeder das Schönste und Beste bringen und auf den Altar legen solle, damit die Glocken endlich wieder einmal läuteten. Sie taten dies und Männer, Frauen und Kinder beschäftigten sich emsig damit, alles auf diesen großen Tag vorzubereiten.

An dem bestimmten Tage schritt der König selbst voran und legte seine Krone mit den kostbarsten Edelsteinen auf den Altar. Die Leute saßen erwartungsvoll da, aufs höchste gespannt, denn sicherlich konnte es keine kostbarere Gabe geben als die Königskrone. Aber die Glocken läuteten nicht. — Dann kam ein Soldat und legte sein Schwert auf den Altar; aber die Glocken läuteten nicht. Eine Frau brachte ein wunderschönes Kleid, geschmückt mit Gold und Edelsteinen, von ihr selbst gemacht,

und legte es auf den Altar; aber man hörte keinen Ton. Ein Mädchen brachte herrliche Blumen, gepflanzt und gepflegt von ihr selbst und legte sie neben Krone, Schwert, Kleid, aber immer noch blieben die Glocken stumm. — So trat eines ums andre hinzu und legte seine Gabe auf den Altar, aber die Glocken wollten nicht läuten.

Nun wohnte weit draußen in einer Vorstadt ein kleiner Knabe namens Hans. Seit Wochen schon hatte er etliche Groschen gespart, um sie als seine Gabe auf den Altar zu legen. Es war ihm nicht leicht geworden, aber schließlich war er mit seinem kleinen Sparhafen in der Hand unterwegs nach der Kirche. Er hatte einen ziemlich weiten Weg zurückzulegen und die Sage war, daß die Glocken nur läuten würden, wenn die Gaben noch vor Sonnenuntergang geopfert würden. Der kleine Hans war etwas spät und er fürchtete, vielleicht zu spät zu kommen. Schon war er in der Nähe der Kirche angelangt, als er auf einmal ein klägliches Wimmern und Heulen hörte. Hans sah sich um und da sah er im Straßengraben einen kleinen Hund mit einem gebrochenen Fuß liegen. Wahrscheinlich war das arme Tier unter einen Wagen gekommen oder jemand hatte es getreten und nun lag es da so hilflos und schaute ihn bittend an. Das Tier konnte sich kaum fortbewegen und sicherlich würde es in der Nacht zugrundegehen, wenn niemand sich darum annehmen würde. Aber was sollte Hans tun? Es war sehr spät. Wenn er wartete und den Hund mit nach Hause nahm, um ihm den Fuß zu verbinden, so würde es zu spät sein; man würde die Kirche schließen und Hans hätte keine Gelegenheit mehr, seinen Teil beizutragen, um die schönen Glocken läuten zu machen. — Aber da ertönte wieder das klägliche Weinen des Hundes. Hans zog seine Hand aus der Tasche, wo er die kleine Sparbüchse krampfhaft festgehalten hatte, hob das Hündlein auf, nahm das Hündlein auf seine Arme und rannte heim damit, so schnell er konnte. Als er nach Hause kam, rief er seinem Bruder Fritz: „Fritz, schnell, nimm dieses Geld und renne damit zur Kirche. Aber schnell Fritz! Sonst wird sie zugemacht und die Glocken haben nicht geläutet!“

Dann ging er daran, das gebrochene Bein des Hundes so gut er konnte zu verbinden. Sein kleiner Bruder lief in vollem Lauf zur Kirche. Die Abendsonne warf lange Schatten in die Kirche, wo die Leute noch immer saßen und auf das Läuten der Glocken warteten. Schon fingen einige an, mutlos zu werden, denn Hoffnung auf Hoffnung hatten sie aufgegeben, als die Gaben auf dem Altar sich höher und höher türmten und doch die Glocken nicht läuteten. Grade als einige von ihren Sitzen aufstehen und nach Hause gehen wollten, weil sie jede Hoffnung aufgegeben hatten, da sah man einen kleinen armen Jungen atemlos die Stufen hinaufrennen, gradenwegs durch das lange Schiff auf den Altar zulaufen und dort einige Münzen aus einem Sparhafen auf den Altar schütten

Plötzlich wurde die lange Stille, die auf dem Glockenstuhl oben geherrscht hatte, unterbrochen und die Glocken fingen an zu läuten! Die wunderbarste Musik ertönte, füllte die Luft, die Kirche, die Stadt, das ganze Land mit wundervollem Glockengeläute. Die Leute fielen auf ihre Knie vor Dankbarkeit und Freude. Männer, die seit Jahren nicht mehr gebetet hatten, falteten ihre Hände, Mütter drückten ihre Kinder inniger ans Herz und alte Leute vergossen Tränen, denn sie konnten ihre Gefühle nicht mehr zurückhalten. Die ganze Stadt schien von einer himmlischen Melodie erfüllt und dem Herzen Gottes näher gekommen zu sein.

Draußen in der Vorstadt saß am offenen Fenster der kleine Hans. Seine atemlose Spannung löste sich in tiefen Frieden. Seine eigene kleine Gabe hatte die Glocken zum Läuten gebracht.

# Wie ein Mitglied des Kongresses der Vereinigten Staaten den Propheten Joseph Smith beurteilte.

Im Winter von 1840 auf 1841 ging der Prophet Joseph Smith nach Washington, um beim Präsidenten und Kongreß der Vereinigten Staaten ein Gesuch zu vertreten, das den Mitgliedern der Kirche eine Entschädigung bringen sollte für die durch die missourianischen Verfolgungen erlittenen Verluste. Während dieses Aufenthaltes in der Hauptstadt des Landes hatte der Prophet des öftern Gelegenheit, in der Öffentlichkeit zu sprechen. Am Abend des 5. Februar 1841 sprach er zu einer großen Zuhörerschaft. Ein Herr M a t h e w S. D a v i s, Abgeordneter im Kongreß der Vereinigten Staaten, war anwesend; in einem Briefe, den er Tags darauf an seine Gattin schrieb, gab dieser Herr folgende Beschreibung vom Propheten und von den Eindrücken, die er von diesem empfangen hatte:

„Ich ging gestern, um „Joe Smith“ *), den berühmten Mormonen zu hören, wie er seine Lehre verkündige. Ich und verschiedene andre hatten den Wunsch, seine Grundsätze so zu verstehen, wie er sie selber erklärte.

Er ist kein gelehrter Mann; aber er ist ein schlichter, kluger Mann von starkem Geiste. Alles, was er sagt, sagt er in einer Weise, daß es den Eindruck hinterläßt: dieser Mann ist aufrichtig. Sein Benehmen hat nichts Flatterhaftes, nichts Schwärmerisches, nichts Fanatisches und läßt keinen Mangel an Würde erkennen. Er ist augenscheinlich 40—45 Jahre alt, von übermittelgroßer Gestalt und ist das, was ihr Frauen einen schönen Mann nennt. Seine Kleidung hat nichts besondres; sein Anzug ist der eines einfachen, anspruchslosen Bürgers. Von Beruf ist er Farmer, hat aber offenbar viel gelesen.

Er begann indem er sagte, er kenne das Vorurteil, das draußen in der Welt gegen ihn herrsche, er bitte uns aber, den Gerüchten, die über ihn und seine Lehre im Umlauf seien, keine Beachtung zu schenken. In seiner Begleitung befanden sich drei oder vier seiner Anhänger. Er sagte: „Ich will Ihnen unsern Glauben darlegen, soweit es die Zeit gestattet.“ „Ich glaube“, sagte er, „daß ein Gott im Himmel lebt, der alle Eigenschaften und Kräfte besitzt, die ihm von allen Christen aller Schattierungen zugesprochen werden; daß dieser Gott über alle Dinge im Himmel und auf Erden regiert und daß alles seiner Macht untertan ist.“ Dann sprach er ganz vernünftig über die Eigenschaften und Mächte der Gottheit, wie z. B. ihr Vorherwissen, ihre Gnade und Barmherzigkeit usw. Dann nahm er die Bibel zur Hand und sagte: „Ich glaube an dieses heilige Buch. Es enthält den Mormonenglauben. Wir lehren nichts andres, als was die Bibel lehrt. Wir glauben nichts andres, als was in diesem Buche enthalten ist. Ich glaube an den Sündenfall, wie er in der Bibel berichtet wird. Ich glaube, daß Gott alle Dinge vorher wußte, aber nicht, daß er alles vorherbestimmte. Ich bestreite, daß Vorherwissen und Vorherbestimmen dasselbe ist, Gott bestimmte den Fall des Menschen voraus, aber weil er der Allgütige ist, hat er auch zur selben Zeit einen Plan der Erlösung vorherbestimmt. Ich glaube an die Göttlichkeit Jesu Christi und daß er gestorben ist für die Sünde aller Menschen, die durch den Fall Adams gefallen waren.“

Smith ging dann auf einige Einzelheiten ein, um seinen gänzlichen Unglauben an die sogenannte Ursünde zu beweisen. Er glaubt, daß diese „Sünde“ vom Blut Christi abgewaschen wurde und heute nicht mehr be-

*) Joe, ein Spottname für Joseph. D. R.

steht. Als eine notwendige Folge dieser Ansicht glaubt er, daß wir alle rein und unbefleckt geboren werden; daß alle Kinder, die in frühem Alter sterben (er sagte vor ihrem 8. Lebensjahr) d. h. ehe sie Gutes und Böses voneinander unterscheiden können, unfähig waren, zu sündigen und daß alle solche ganz sicher zum Himmel eingehen. „Ich glaube", sagte er, „daß der Mensch angesichts seines freien Willens moralisch für seine Handlungen verantwortlich ist, daß, obschon es vorherbestimmt war, daß er fallen sollte, und er erlöst werden sollte, daß es doch nicht vorherbestimmt war, daß er auch nach seinem Falle sündigen solle. In der Bibel sind die Vorschriften niedergelegt, nach denen er leben sollte; im Alten und Neuen Testamente sind die Gesetze enthalten, die für ihn maßgebend sind. Wenn er diese Gesetze verletzt, so muß er gestraft werden für die Sünden, die er in seinem Körper begeht."

„Ich glaube, daß Gott ewig ist. Daß er keinen Anfang hatte und daher auch kein Ende haben wird. Ich glaube, daß die Seele ewig ist; ohne Anfang und ohne Ende. „Hier machte er einige Erklärungen, die aber so kurz waren, daß ich sie nicht ganz verstehen konnte. Aber der Gedanke darin schien der zu sein, daß der Geist des Menschen ewig sei und schon vor der Geburt im Schoße der Gottheit gelebt habe und soweit wie ich es verstehen konnte, meint er, daß der Geist naturnotwendig schließlich wieder dahin zurückgehen muß, wo er hergekommen ist. Von Bestrafung und Belohnung sagte er sehr wenig, aber eine Schlußfolgerung die er zog, schien mir sehr vernünftig: er sagte, alles was einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben und wenn die Strafe also in der nächsten Welt anfängt, so muß sie — gemäß seiner Logik und seinem Glauben — auch einmal ein Ende nehmen."

„Während der ganzen Ansprache, die über zwei Stunden dauerte, hat er keinen Glauben oder keine Ansicht ausgesprochen, die auch nur im geringsten dazu angetan wäre, die gesellschaftlichen Sitten zu schwächen oder in irgend einer Weise die menschliche Natur herunterzudrücken oder gar zu vertieren. Dagegen war manches in seinen Lehren enthalten, das, in die Tat umgesetzt, die Bitterkeit der Menschen gegeneinander beseitigen würde und das darauf abzielt, den Menschen zu einem vernünftigern Wesen zu machen, als er gewöhnlich ist. Es war nichts Gewalttätiges, nichts Schwärmerisches, nichts von Raserei oder Drohungen in seiner Rede. Seine Religion scheint eine Religion der Sanftmut, der Demut und der freundlichen Überzeugung zu sein.

Gegen den Schluß seiner Rede bemerkte er, man habe ihn so dargestellt, als gebe er sich für den Heiland oder einen Wundertäter aus usw. Alles dies sei falsch. Er mache keine solchen Ansprüche. Er sei nur ein Mensch, sagte er, ein einfacher, ungelehrter Mann, der suche, was er tun müsse, um selig zu werden. Er habe keine Wunder vollbracht. Er mache keinen Anspruch auf den Besitz irgend einer solchen Macht. Er schloß seine Ausführungen, indem er auf die „Mormonenbibel" verwies. Die Mormonenbibel, sagte er, „ist mir unmittelbar vom Himmel zugekommen." — Wenn es etwas gäbe auf Erden wie einen Verfasser dieses Buches, so sei er (Smith) der Verfasser; aber der Gedanke, den er uns einprägen wolle, sei der, daß er das Buch so niedergeschrieben habe, wie Gott es ihm diktierte.

* * * Ich habe meine Meinung über die Mormonen geändert. Sie sind ein ungerecht behandeltes und sehr zu Unrecht verfolgtes Volk."

Kirchengeschichte, Band IV, Seite 78/79.

# „Zwei aus einem Geschlecht."

von G. Milton Babcock.

Willard King stülpte den Kragen hoch und knöpfte hastig seinen Überzieher zu als er an einem kalten klaren Dezembertage auf eine der ruhigen Straßen Washingtons hinaustrat. „Kälter als ich dachte" murmelte er, seine Hände tief in die Manteltaschen vergrabend. Er strebte nach der Jefferson Street und machte dort vor dem Hause Nr. 826 Halt. Das eiserne Tor, durch das er jetzt eintrat, schien arg verrostet zu sein und gab, wie zum Widerspruch, einen unwilligen, frostigen Ton von sich als es sich endlich nach mehrmaligem kräftigen Ruck in seinen Angeln drehte.

Willard King läutete und nach einigen Augenblicken wurde die Tür geöffnet und ein ungekämmter, etwas vernachlässigt aussehender aber kräftig gebauter Mann, der Mitte der dreißiger Jahre zu stehen schien, trat heraus.

„Ich vermute, Sie sind Robert King" sagte Willard. „Ich bin Willard King. Ich habe gestern eine Karte von Ihrem Vater erhalten, worin er mir mitteilt, daß Sie hier wohnen, und da dies nicht weit von meinem Büro ist, dachte ich, ich könnte Sie vielleicht in der Frühstückspause besuchen."

„Ja, dann sind Sie allerdings am rechten Ort; kommen Sie nur herein," erwiderte der Angesprochene und streckte dem Gast eine schwielige Hand entgegen. „Vater hat mir gesagt, Sie würden mich vielleicht besuchen. Es tut mir leid, daß es hier so kalt ist, aber wir haben nur Kohlen für den Küchenherd und der gibt nicht viel Wärme. George, hast du heute morgen noch ein wenig Kohlen gebracht?"

„Nein, Vater, es war zu kalt auf den Schienen, ich mußte nach Hause gehen."

„Nun, da hört doch alles auf. Willst du sofort machen, daß du fortkommst und komme mir ja nicht heim ohne Kohlen; sollen wir denn hier alle verfrieren?"

„Wissen Sie", wandte er sich wie entschuldigend an den Fremden, ich bin nämlich seit einigen Wochen ohne Arbeit. Für uns Zimmerleute ist das ja im Winter nichts neues, aber ich kann Ihnen sagen, die Zeiten sind hart, mein Herr."

Willard blickte sich um in dem ärmlichen Raum, der nur die notdürftigsten Sachen enthielt, bar aller Bequemlichkeit und entblößt auch von dem kleinsten Gegenstand des Kunstgewerbes. Drei kleine Kinder hockten um den Herd herum, während George, ein Junge von kaum dreizehn Jahren, widerwillig einen schmutzigen Sack um die Schultern warf und sich auf den Weg machte nach dem nahen Güterbahnhof, wo er gewöhnlich die zwischen den Eisenbahnschienen herumliegenden Kohlenstücke sammelte. Auf dem Tisch lagen noch einige Brotkrusten als letzte Überreste einer kärglichen Mahlzeit.

„Es muß schwer sein für Sie, mit einer so großen Familie arbeitslos zu sein," sagte Willard. „Wieviel Kinder haben Sie denn?"

Fünf im ganzen. — Meine Frau ist eben schnell in den Laden hinüber, sie wird aber jeden Augenblick zurückkommen. — Aber sieh — sind Sie denn nicht der Mann von Utah? Vater hat mir öfters von Ihnen geschrieben und gesagt, er habe Ihnen alle seine Familienregister der Familie King gegeben. Ja, ja, Familienurkunden waren von jeher Vaters Steckenpferd. Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, sie von ihm zu verlangen?"

„O, ich habe mich eigentlich mehr so zufällig dafür interessiert," gab Willard ausweichend zur Antwort, „wir fanden heraus, daß Sie und ich

Vettern sind von unsern Großeltern her — in der dritten Linie; — — allerdings keine sehr nahe Verwandtschaft,“ fügte er lächelnd hinzu.

Die Tür ging auf und die Frau und Mutter des Hauses trat herein. Ein demütiges Lächeln erhellte für einen Augenblick ihr verhärmtes Gesicht, als sie dem Gaste vorgestellt wurde, ein Lächeln, das erkennen ließ, daß es nicht immer auf einem bleichen, etwas welken Antlitz mit müdblickenden Augen von spärlichem Haarwuchs umrahmt, geruht hatte, sondern früher wohl auf einem rosigen, frischen Gesicht voll Sonnenschein und umrahmt von dicken, blonden Zöpfen.

Die Kinder hingen sich an sie und verlangten zu sehen, ob sie etwas Eßbares mitgebracht habe.

„Hast du meinen Tabak mitgebracht, Edith?“

„Nein, Robert, ich wollte ihn mitbringen und habe auch das wenige Geld so eingeteilt, daß ich noch etwas Tabak für dich kaufen konnte, aber ehe ich alles hatte was wir für den Haushalt brauchen, sah ich zu meinem Schrecken, daß ich schon alles Geld ausgegeben hatte. „Es tut mir leid,“ fügte sie hinzu als sie ihre Sachen auskramte.

Ein Zug des Unwillens erschien auf Roberts Gesicht, verschwand aber bald wieder, denn Robert wollte sich vor seinem Gast keine Blöße geben und beherrschte sich. — Bald war denn auch eine eifrige Unterhaltung im Gange.

„Du meine Güte! Meine Frühstückspause ist ja längst vorbei,“ rief Willard eine geraume Zeit später, sprang auf die Füße und nahm Abschied. „Ich freue mich recht,“ sagte er, „Sie kennen gelernt zu haben und hoffe, noch mehr von Ihnen kennen zu lernen. Kommen Sie doch einmal und besuchen Sie uns. Hier ist meine Karte mit unsrer Adresse.“

„Ja, wir freuen uns auch sehr über Ihren Besuch. Sie sind uns jederzeit wieder willkommen,“ sagte Robert, als sie sich beim Abschied wieder die Hand reichten.

„My Goodneß, ich weiß nicht ob ich ihn noch als meinen Verwandten ansprechen darf oder nicht,“ dachte Willard bei sich selbst als er wieder auf dem Wege nach seinem Büro war; „daß ein Mann so gleichgiltig sein kann seiner Familie gegenüber, geht über meine Begriffe. Nun, die Bibel sagt, die Kranken seien diejenigen, die des Arztes bedürfen und vielleicht kann ich in diesem Falle als solcher handeln.“

Etliche Tage später kamen Edith und die Kinder zu Besuch. Myrtle, Willards Gattin, hatte sie mit einigen freundlichen Zeilen nocheinmal eingeladen. Die beiden Frauen verbrachten einen angenehmen Nachmittag miteinander und da Willard nach Büroschluß Robert getroffen hatte, kamen die beiden Männer zusammen nach Hause. Nach dem Nachtessen gingen diese ins Gastzimmer hinüber, während die Frauen abräumten und sich in der Küche zu schaffen machten.

„Macht es etwas, wenn ich rauche. Willard?“

„Nein, mir nicht.“

„Auch eine gefällig?“

„Nein, danke, bin leidenschaftlicher Nichtraucher!“

„Ich wünschte, ich könnte dasselbe von mir sagen,“ meinte Robert; es klang wie ein Seufzer. „Ich rauche jetzt seit über zehn Jahren. Ich weiß, daß es mir nicht gut bekommt und habe auch probiert, es aufzugeben; einmal ist es mir mehr als einen Monat gelungen,“ sagte er mit einem eigenartigen Lächeln um den Mund, ein Lächeln, das aus Stolz und Scham gemischt schien.

„Findest du nicht auch, daß es ein schlechtes Beispiel ist für deine Kinder?“

„Ja, eigentlich schon; aber sieh, in dieser Hinsicht bin ich streng und habe meine eigenen Ansichten. Ich habe den Jungens schon wiederholt gesagt, sie sollten es sich zur Warnung dienen lassen und niemals das

Rauchen anfangen; sie sehen ja, was das Rauchen aus mir gemacht hat; ich glaube, sie wissen grade genug zu erzählen von meiner Nervosität und sie kennen meine gelben Fingerspitzen, meine schlechten Zähne und einmal bin ich sogar zwei Monate im Spital gelegen wegen meinem „Tabakherz“.“

Willard sah jetzt die Sache von einem andern Gesichtspunkt aus. Da er jetzt wußte, daß Robert sich seines Lasters selber schämte, sagte er gar nichts mehr davon, nahm sich aber im stillen vor, alles in seiner Macht Liegende zu tun, um seinen Gast zu ermutigen, der verderblichen Gewohnheit für immer zu entsagen.

Die Unterhaltung war etwas ins Stocken geraten, denn Robert schien gerne etwas fragen zu wollen, hatte aber entweder nicht den Mut dazu, oder konnte das Gespräch nicht in die gewünschte Bahn lenken. Schließplatzte er aber doch heraus:

„Willard, du hast doch in Utah gelebt, weißt du etwas von den Mormonen?“

„O ja, ich sollte schon etwas von ihnen wissen, denn ich bin selber einer.“

„Nicht möglich Willard! Ich hätte nicht im Schlaf daran gedacht, daß du ein Mormone sein könntest. — Nun, Willard, wie leben denn die Mormonen dort drüben in Utah? Ich selber weiß ja nur wenig von ihnen, aber man hat mir immer gesagt, sie seien eine ganz schlechte Gesellschaft — die Männer hätten jeder ein Dutzend Frauen usw.“

„Ich kann dir aus Erfahrung sagen, Rob, daß du nirgends ein reineres und gottesfürchtigeres Volk finden wirst als sie sind. Ich sage das nich weil ich zufällig selber ein Mormone bin, denn du weißt, ich bin nicht als Mormone geboren worden. Aber ich habe beide Seiten gesehen und gehört und kann ohne Voreingenommenheit reden, wie die Dinge in Wirklichkeit dort sind.“

Bis spät in den Abend hinein sprachen die beiden Männer miteinander. Willard erzählte unter anderm wie er und Myrtle in der Episkopalkirche in einem kleinen Städtchen im Staate New York auferzogen worden seien. Wie sie „Mormonen“-Missionare getroffen und sich gleich für deren Botschaft interessiert hätten; wie sie bekehrt wurden und nach dem Westen zogen und was sie dort gesehen und gehört haben — die Sitten und Gebräuche des Mormonenvolkes. Er erzählte dem aufhorchenden Robert von den Tausenden von Mormonenheimstätten, in denen der Vater das Heim als den heiligsten Ort unter dem Himmel betrachtet und daß er, um sich würdig zu machen mit seiner Gattin vor den Familienaltar zu stehen, sich freihält von den Sünden der Welt, sowohl vor wie nach der Eheschließung; daß er das Wort der Weisheit hält, welches von ihm verlangt, sich aller berauschender Getränke und des Tabakes und aller sonstiger Reizmittel zu enthalten. Er erzählte ferner, wie es kam, daß sie sich für die „Erlösung der Toten“ interessierten und wie er, als sich die Gelegenheit bot, eine Regierungsstelle im Osten annahm, um in seine Heimat zurückzukommen und besser nach den Geschlechtsregistern seiner Vorfahren forschen zu können.

Robert hatte zuerst mit etwas gemischten Gefühlen zugehört, aber immer begieriger trank er schließlich die Wahrheiten in sich hinein, die von Willards Lippen fielen.

„Willard, gibt es außer dir noch andre Mormonen in Washington?“

„O ja, wir haben eine ganze Anzahl Familien hier; alle Woche haben wir Versammlung bei einem Bruder Brown in der Sawyer Avenue. Weißt du was? Du kommst mit Edith nächsten Sonntag zu uns, nicht später als sechs Uhr abends, ich werde euch dann mitnehmen in eine Mormonenversammlung. Die Kinder könnt ihr ja bei uns lassen, Myrtle wird gerne zu Hause bleiben, damit ihr in die Versammlung gehen könnt.“

„Abgemacht! das machen wir. Das ist ein guter Plan, Willard," antwortete Robert sichtlich erfreut.

„Aber Robert," mischte sich hier Edith ins Gespräch, die den letzten Brocken der Unterhaltung zwischen den beiden Männern noch erwischt hatte, „du weißt doch, daß ein anständiger Mensch mit einem Mormonen gar nicht verkehren kann."

„Du hast den ganzen Nachmittag mit Mormonen verkehrt," gab Robert gereizt zurück.

„O, ich bitte tausendmal um Verzeihung," entschuldigte sich jetzt Edith, aber ich wußte nicht, daß Sie und Ihre Frau Mormonen sind. Ich wollte niemanden beleidigen; ich erinnerte mich nur, daß mein Onkel, der Pfarrer war, immer sagte, die Mormonen seien ein ganz verdorbenes Volk und kein anständiger Mensch dürfe mit ihnen verkehren." — „Und doch, ich kann nicht einsehen, daß sie wirklich so schlecht sind, wenn Sie alle wirklich Mormonen sind," fügte sie nachdenklich hinzu.

„Nun, beruhige dich nur, das macht gar nichts, wir sind an solche Dinge gewöhnt, Edith," versicherte Willard. „Ich bin überzeugt, wenn du der Sache auf die Spur gehst, wirst du finden, daß die Mormonen gar kein so übles Volk sind."

*

Die Religion hatte im Leben Robert King's seit vielen Jahren keine Rolle mehr gespielt, aber was ihm Willard heute abend erzählt hatte, wühlte in den Tiefen seines Wesens und die Stimme der Mutter drang durch alle aufgehäuften Hindernisse hindurch und wollte nicht schweigen. Noch einmal hörte er sie, wie einstens, als er als sechzehnjähriger Junge an ihrem letzten Krankenlager gekniet, wie sie flehentlich in ihn drang und ihn ermahnte, das Leben eines wahren Christen zu führen, wenn er dereinst zum Manne herangereift sei. Diese Mahnung hatte er nicht beherzigt. Zum guten Teil deshalb — er fühlte es wohl — weil die sich bekämpfenden Sekten und Lehren der Christenheit keinen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Aber jetzt, dieser „Mormonismus" — das war doch etwas ganz andres, das war Leben, rechnete mit der Wirklichkeit und schien eine Kraft in sich zu tragen, die ihn seltsam berührte. Jedenfalls, sein Entschluß stand fest: er würde unter allen Umständen an der Versammlung bei Brown teilnehmen.

„George!" sagte eine Woche später Edith zu ihrem Aeltesten, „George, im Küchenschrank liegt noch ein Nickel, gehe und hole dem Vater seinen Tabak."

„Laß das nur sein, Edith, ich will keinen haben."

„Was, Rob, du willst keinen Tabak, ja was ist denn los mit dir?"

„Ich habe das Rauchen aufgegeben."

„O, das ist wieder die alte Geschichte. Ich glaube nicht daran. Wann ist dir denn das wieder in den Kopf gekommen?"

„Letzten Sonntag, als ich aus der Versammlung kam, die bei Browns stattgefunden hat."

„Waaas? Du willst mir doch nicht etwa sagen, daß diese Mormonen dich schon so weit gebracht haben, daß du das Rauchen aufgibst? Nein, das wäre wirklich zu drollig! Zehn lange Jahre haben wir alles Mögliche und Unmögliche vergebens versucht und nun kommen ausgerechnet diese Mormonen und die bringen es fertig — nein, da soll mir mal einer . . ."

„Ich will dir sagen, wie es gekommen ist, Edith. Das erste was mir einen Eindruck gemacht hat, als ich das Haus betreten hatte, waren die jungen Männer, die vorne bei dem Rednerstand saßen. Sie waren sauber und ordentlich gekleidet. Ihre Gesichter und Hände waren rein und du hättest ohne Zögern sagen können: das sind wirkliche Männer, durch und

durch. Ich habe mich mit ihnen verglichen und ich kann dir nicht sagen, was ich dabei gelitten und wie ich mich geschämt habe. Unwillkürlich versteckte ich meine zigarettenvergifteten Hände unter dem Gesangbuch und nach Schluß der Versammlung vermied ich es, mit jemanden zu sprechen, damit niemand meinen Tabakatem entdecke. Dort sind mir die Augen aufgegangen, und ich habe mir gesagt, daß ich von der Stunde an das verfluchte Rauchen aufgeben müsse und daß ich auch keinen Tropfen Alkohol mehr anrühren werde."

„Nun, ich hoffe, es wird diesmal von Dauer sein." Das war alles was sie zu sagen wußte.

*

„Willard," sagte eines Tages im darauffolgenden Frühjahr Robert zu seinem Vetter, „Willard, ich habe mir von jeher gewünscht, ich könnte in einem Vorort wohnen, wo ich einen Garten haben, Hühner und Kaninchen halten könnte usw. Die Kinder würden sich auch sehr freuen. Was denkst du, sollen wir nicht einmal gehen und uns nach einem geeigneten Platz umsehen?"

„Sicher, Robert, ich hätte selber die Umgegend schon lange gerne näher kennen gelernt und vielleicht kannst du mich bewegen, einen ähnlichen Platz für mich in deiner Nähe zu nehmen."

Etliche Tage später befanden sich die beiden Männer auf ihrer „Forschungsreise". Sie gingen zunächst bis zum Ende der Straßenbahnlinie am Fuße eines langgestreckten grünen Hügels, schritten dann in angeregter Unterhaltung den sachte ansteigenden Weg hinan und fühlten so recht den Geist der Jahreszeit in ihren Adern. Himmel und Erde sprachen zu ihnen und die Vögel der Luft begleiteten mit ihrem Gesang ihre Schritte.

Als sie den Gipfel des Hügels erreicht hatten, wandten sie sich um und betrachteten eine kleine Weile die unter ihnen liegende Stadt. Welch ein begeisternder Anblick bot sich ihnen da! Zu ihren Füßen glänzten die Wasser des Potomac weit hinaus; das Kapitol, das Wahrzeichen der größten Nation der Welt, hob sich scharf am westlichen Himmel ab und über allem flatterte die Fahne der Fahnen, das amerikanische Freiheitsbanner.

In dem kleinen Vorort Fairview angelangt, sahen sie auf allen Seiten Beweise dafür, daß dieser Ort nicht umsonst die Gartenstadt genannt wurde. Fröhliche Kinder spielten glücklich in Gärten, in deren Mitte niedliche Einfamilienhäuschen standen und die Wandrer fühlten bald: „Dies ist der Ort." Bald hatten sie sich vergewissert, daß einige dieser einladenden Häuschen zu vermieten seien und wiederum dauerte es nur wenige Tage ehe die beiden Familien regelrecht in ihren neuen Heimstätten untergebracht waren.

Nur mit der Familie Robert King war nicht alles glatt vonstatten gegangen. Ediths Schwestern und Tanten widersprachen heftig ihrem Wegzug in die Gartenstadt. „Dieser Mormone will dich nur deshalb dort draußen haben, damit du noch mehr unter seinen Einfluß kommst," sagten sie. Als schließlich alles umsonst war, gaben sie den Kampf auf: „Mach was du willst, aber rechne unter keinen Umständen mehr auf uns. Wir sind von heute an geschiedene Leute und du weißt jetzt, daß wir nichts mehr mit dir zu tun haben wollen."

Dieses Verhalten ihrer Angehörigen war für Edith eine schwere Prüfung, denn sie hing in fast zärtlicher Liebe an ihren Verwandten und es schmerzte sie bitter, daß das Band, das sie mit ihnen verknüpft hatte, all die langen Jahre hindurch, nun zerrissen werden sollte. Aber die Wahrheiten des Mormonismus hatten auch sie tiefer erfaßt als sie sich selber zugestanden hatte. Längst hatte sie erkannt, daß diese Lehre nichts andres war als

das ursprüngliche reine Evangelium Jesu Christi. Sie konnte nicht mehr davon lassen. Wenn sie einen solchen Gedanken nur einen Augenblick erwog, stieg ihr das Schamrot zu Gesicht und sie kam sich vor wie ein Verräter, wie ein Judas. Nein, sie konnte nicht davon lassen. Und übrigens: warum sollte sie sich fürchten, unter den Einfluß „dieses Mormonen" zu kommen? Sie hatte noch nichts Unrechtes an ihm wahrgenommen, obschon sie ihn wochenlang mit argwöhnischen Augen beobachtet hatte. Aber mußte wirklich jenes Opfer gebracht werden? Ging es nicht anders? Wem sollte sie gehorchen? Der Stimme des Blutes oder der Stimme, die sie seit einigen Wochen von oben her leitete? Eines Abends, als sie allein in ihrem Zimmer war, wurden ihre Zweifel und ihre Seelenpein fast unerträglich. Sie wünschte heiß, sie könnte beten wie einst sie auf den Knien ihrer verstorbenen Mutter gebetet hatte. Es schien ihr solange her zu sein, seitdem sie im Gebet Erleichterung ihres Herzens gesucht und gefunden hatte, daß sie glaubte, das Beten längst verlernt zu haben.

Aber — sie betete! Und siehe: ein Engel ließ die neunundneunzig und wandte sich dem einen zu! Ein verlorenes Schaf fand wieder heim zum Hirten. Sie war draußen in der Wüste umhergeirrt, all die langen Jahre, hungrig, hilflos, kalt. Der „Gute Hirte" aber hieß die verlorene Tochter willkommen. Aber der verlorene S o h n — ihr Mann, was geschah mit ihm? O, keine Sorge, auch er kehrte ins Vaterhaus zurück. Alkohol und Tabak hatte er aufgegeben, hatte wieder lohnende Arbeit gefunden und die Kinder? — „O Gott, meine Kinder haben jetzt mehr zu essen und ich kann sie wieder anständig kleiden!"

Ihr ganzer Körper zitterte vor Erregung; kaum daß sie Amen sagen konnte. Wie lange sie auf den Knien gelegen hatte, wußte sie nicht; aber als sie aufstand, wußte sie, daß ihre heimatlos umherirrende Seele zurückgekehrt war in die geistigen Gefilde ihrer Kindheit und daß sie nach Fairview gehen werde, komme was da wolle.

An manchem Abend, wenn die Dunkelheit ihre Schwingen ausgebreitet hatte über das Land und man mit der Gartenarbeit aufhören mußte, hörten Robert und Edith ihrem Vetter Willard zu, wie er die schönen Wahrheiten des Evangeliums vor ihnen ausbreitete. Eines Abends brachte er ein kleines Buch mit, das den Titel „Hinzugefügt" trug.

„Ich dachte, ich könnte heute abend vielleicht einige Kapitel daraus vorlesen" erklärte er, etwas unsicher gemacht, als er sah, daß Edith von der Tagesarbeit ziemlich ermüdet schien. Sie nötigten ihn aber, sein Vorhaben auszuführen. Als er las öffnete sich das Panorama des Lebens vor ihrem geistigen Auge. Nie hatten sie ein Lied gehört, das sie so tief ergriff, wie jetzt der unsterbliche Mormonenpsalm „O mein Vater". So also war es: sie kamen von einer höhern Sphäre, wanderten durch dieses Erdental und würden einst wieder zurückkehren in die himmlische Heimat! Alle Menschen in Tat und Wahrheit Brüder und Schwestern, im schönsten, edelsten Sinne des Wortes! Jetzt verstanden sie, daß der Dichter jenes Gedichtes, von einem wahren Gefühl getrieben aus der Vereinsamung seines Lebens in die Nacht hinausgerufen hatte:

Die ihr meine B r ü d e r seid,
Arme Menschen nah und ferne,
Die ihr im Bezirk der Sterne
Tröstung träumet euerm Leid,
Die ihr wortelos gefaltet
In die blaßgestirnte Nacht

Schmale Dulderhände haltet,
Die ihr duldet, die ihr wacht,
Arme, irrende Gemeinde,
Schiffer ohne Stern und Glück —
Fremde, dennoch mir V e r e i n t e,
Gebt mir meinen Gruß zurück!

Willard war aufgestanden und ins Zimmer zurückgetreten. Seine Frau saß dort am Klavier; sie hatte zu spielen aufgehört als sie seine Stimme vernommen und hatte nun der Geschichte gelauscht, die er vorgelesen. Jetzt

saß sie gleich den andern regungslos da; ihre Hände lagen wie im Gebet gefaltet auf den Tasten und über den Flügel hinweg sah sie durch das weitgeöffnete Fenster auf die mondbeschienene Landschaft und sehnte sich. — Leise legte ihr Willard die Hand auf die Schulter und bat sie, seinen Gesang zu begleiten und dann hob er an zu singen:

O mein Vater, der du wohnest
Hoch in Herrlichkeit und Licht,
Wann kann ich doch Aug zu Auge
Wieder schaun dein Angesicht?
War in jenen lichten Räumen
Nicht bei dir mein Heimatland?
In der Seele Jugendzeiten
Pflegte mich nicht deine Hand?

Ach für eine weise Absicht,
Pflanztest du mich in die Welt
Und versagtest mir Erinnerung
An mein frühres Lebensfeld.
Doch zuweilen flüsterts leise
Ahnungsvoll im Herzen mir:
Bist ein Fremdling auf der Erde,
Deine Heimat ist nicht hier.

Ob ich gleich dich Vater nannte,
Durch des Geistes heil'gen Trieb,
Bis du es mir offenbartest
Es mir ein Geheimnis blieb.
Sind im Himmel Eltern einzeln?
Die Vernunft weist solches fort
Und sie sagt mit Kraft und Wahrheit:
Du hast eine Mutter dort.

Wenn vorüber dieses Leben,
Dieser Leib dem Staube gleich,
Dann werde ich mit Freuden jauchzen
Vater, Mutter, treffen euch.
Dann, o Wonne, ist vollendet
Alles Mühen der Sterblichkeit,
Und ich werde froh und selig
Bei euch sein in Ewigkeit.

Die letzte Seite war gelesen, der letzte Vers gesungen. Die beiden Zuhörer im Gartenhäuschen saßen wie im Traum; ihre Gesichter leuchteten vor Freude und Ergriffenheit. Ein ganz neues Verständnis hatte sich ihnen geöffnet; der Sinn des Lebens war ihnen aufgegangen. —

Willard zog die Uhr: sie zeigte den Beginn des neuen Tages an.

Ein neuer Tag brach auch im Leben Roberts und Ediths an. Von dieser Stunde an mußte alle Welt wissen, daß sie Mormonen seien. Aber wunderlich genug: die „Welt" bekümmerte sich nicht viel darum. Wohl waren verschiedene Kirchen in der kleinen Gemeinschaft vorhanden, aber da grade in dieser Zeit ein Feldzug für religiöse Erweckungsversammlungen im Gange war, schienen ihre Mitglieder anderweitig beschäftigt zu sein und schenkten der „neuen Lehre" nicht viel Beachtung.

Endlich war der „glückliche Tag" herangekommen. An jenem Tage wurden nahe bei Baltimore im Patapsco-Fluß sieben aufrichtige Seelen durch das Tor der Taufe ins Reich Gottes eingeführt. Unter ihnen befanden sich Robert, Edith und Willards Mutter.

Robert war der erste, der ins Wasser geführt wurde. Die leisen Wellen, die der Fluß ans Ufer warf und wieder holte schienen Edith sagen zu wollen: „Weißer als Schnee, weißer als Schnee." Sie beugte ihr Haupt und weinte leise vor sich hin. Gefühle der Dankbarkeit und Freude zusammen mit dem Gefühl der Erhabenheit der feierlichen Stunde, schienen sie übermannen zu wollen. „Kopf hoch, Edith!" flüsterte Willard ermunternd, der bereit war, sie als die nächste ins Wasser zu führen. „Du wirst jetzt einen neuen Gatten geschenkt erhalten, er wird weiß gewaschen sein, weißer als Schnee!"

---

Wer gute Menschen liebt,
kann wenigstens
nicht ganz verdorben sein.